

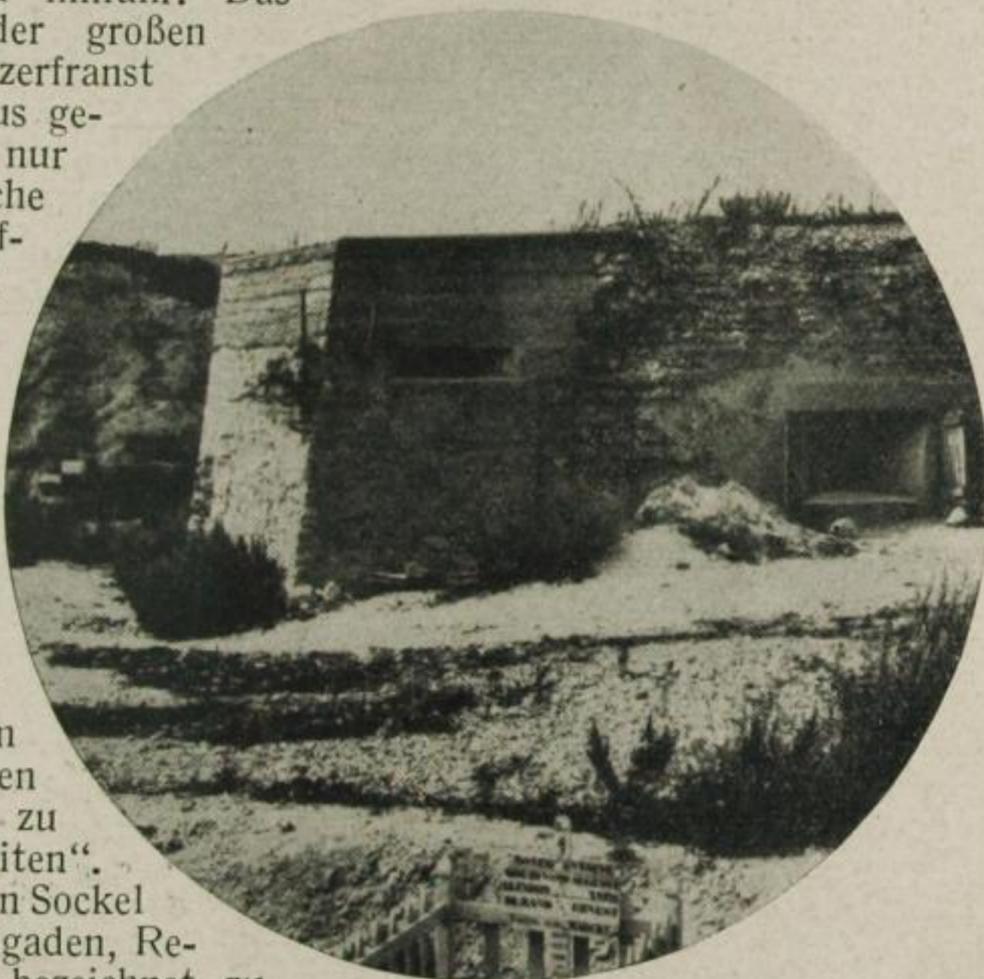
Verdun, Hôtel Bellevue, 9. April 1933, 1/2 12 Uhr vorm.

Bei Tag zeigt die Stadt noch wesentlich mehr Narben! Auf Schritt und Tritt stößt man auf Kriegsspuren, ganze Reihen neuer Häuser, verbrannte Mauern, Gerümpel.

Auf dem kleinen Rasenplatz zwischen Hotel und Garage stehen Blindgänger, Granaten mit spitzen und stumpfen Zündern, ganz große Kaliber. Deutsche Stahlhelme sind darübergestülpt.

Der Weg zum westlichen Maasufer führt an einem Soldatenfriedhof vorbei; am Eingang und an den Wegkreuzungen drängen sich sonntägliche Besucher staunend um die großen Kanonen.

In wenigen Minuten erreicht das Auto die Hänge, über die Frankreich unerschütterlich zu immer neuer Verteidigung schritt. Man erkennt bereits hier, daß eine Katastrophe über diese Gegend hinfuhr. Das Buschwerk rechts und links der großen Chaussee ist struppig, merkwürdig zerfranst und unnatürlich verschlungen. Aus geborstenen Baumstäcken schießen nur dürftige Reiser auf, starkastige Büsche wieder kriechen quer über den aufgewühlten Boden um Stubben und Geröll herum. Dazwischen liegen Steinhäufen, die einmal Häuser waren, große Gruben voll Riedgras und Moos. Der Weg führt in Richtung der Horgneschlucht, oberhalb der Reste von Tavannes. Die ersten verkohlten Bäume! Tot, starr und schwarz recken sie ihre Stümpfe über das grüne Gewucher. Dann ist man oben auf den blutgetränkten Höhen! Am Denkmal der 130. französischen Division scheiden sich die Wege zu den verschiedenen „Sehenswürdigkeiten“. Der sterbende steinerne Löwe, dessen Sockel die Namen vieler französischer Brigaden, Regimenter und Kompanien trägt, bezeichnet zugleich den vordersten Punkt, den die deutsche Linie vor Verdun je erreichte, die ehemalige Damloup-Batterie.



Hier beginnt eines der furchtbarsten Schlachtfelder, die die Weltgeschichte kennt!

Nordwärts, südwärts und gegen Osten ist der Boden zerfetzt, soweit das Auge reicht. Kahle, von spärlichem Gestrüpp überzogene Höhen und Hügel schieben sich ineinander, senken sich hinab in Hohlwege, stürzen in verödete Schluchten. Ruinen bezeichnen die Stellen ehemaliger Dörfer, und selbst sie sind kaum erkennbar zwischen all dem unabsehbar aufgeworfenen Schutt.

Tausende eingefallener Granattrichter aller Größen lassen das entfernter liegende Gelände wie punktiert erscheinen. Die Trichter an der Straße sind voll brackigem Wasser, grünem Schlamm, verfaultem Holz und rostroten Eisentrümmern. Einzeln verstreute Soldatengräber, umzäunt und mit Holzkreuzen versehen, muten in solcher Umgebung fast wie Leben an!

Alle paar hundert Meter warnt eine Tafel: DANGER DE MORT! Das Betreten des Kampfgebietes ist lebensgefährlich. Nicht so sehr wegen der vielen, noch explosionsfähigen Munition, die überall im Boden steckt, als wegen der unzähligen, nur teilweise eingestürzten Stollen, Unterstände und Minengänge, die, vermodert und versumpft, einen Unvorsichtigen plötzlich begraben.

Die „Mondlandschaft“, wie das Trichtergelände damals hieß, das „Niemandland“, das feuerüberzogen zwischen den Gegnern lag, ist ohne jegliches Leben. Heute noch. Kein Vogel, kein Insekt ist zu sehen. Bedrückende Stille lastet über den Quadratkilometern, wo einst die Erde barst, alles fraß und verschlang, sich selbst ausspie.

(Fortsetzung auf Seite 110)